

Dominique Fortier
Städte aus Papier

Dominique Fortier

Städte aus Papier

Vom Leben der Emily Dickinson

*Aus dem Französischen
von Bettina Bach*

Luchterhand

Für Fred und Zoé – mein Zuhause

*To make a prairie it takes a clover and one bee,
One clover, and a bee,
And revery.
The revery alone will do,
If bees are few.*

Emily Dickinson

Emily

Emily ist eine aus weißem Holz erbaute Stadt, versteckt zwischen Feldern mit Hafer und Klee. Die Häuser sind quadratisch, haben spitze Dächer, blaue Fensterläden, die gegen Abend geschlossen werden, und Schornsteine, in die sich manchmal ein Vogel verirrt; dann flattert er, völlig verzweifelt, mit rußgeschwärzten Flügeln durch alle Zimmer. Statt ihn zu verscheuchen, sollte man ihn lieber bei sich aufnehmen, um sein Lied zu lernen.

In der Stadt gibt es viel mehr Gärten als Kirchen, und die Kirchen sind immer verlassen. In ihrem stillen Schatten wachsen Glockenblumen und Pilze. Die Einwohner verständigen sich durch Zeichen, weil aber jeder seine eigenen benutzt, verstehen sie einander kaum und gehen sich lieber aus dem Weg.

In der kalten Jahreszeit hüllt Emily sich in Schnee, dann kommen die gelehrten Meisen und kritzeln mit ihren zarten Füßchen weiße Gedichte hinein.

Amherst

Amherst, Massachusetts, ist eine Stadt – eher ein Dorf – außerhalb von Raum und Zeit.

Als Emily geboren wird, im Jahr 1830, hat Amherst 2 631 Einwohner. Chicago gibt es noch nicht. 1890, vier Jahre nach Emilys Tod, leben 1 099 850 Menschen in Chicago, in Amherst dagegen nicht einmal 5 000 Seelen – minus eine.

Kultivierte Menschen leben dort, eine Generation angesehener Dickinsons folgt auf die nächste. Der Ort ist nach Jeffrey Amherst benannt, dem ersten Baron dieses Namens, eben dem, der im Siebenjährigen Krieg vorschlägt, den »Wilden«, dieser verabscheuenswerten Spezies, Decken zu schenken, die vorher Pockenkranken gehört haben, um sie schnellstmöglich auszurotten.

Man hätte einen besseren Namen wählen können.

Bei der heutigen Bilderflut können wir uns kaum vorstellen, dass es von ihr, einer der bedeutendsten Dichterinnen ihres Landes, nur ein Foto geben soll, aufgenommen im Alter von sechzehn Jahren. Auf diesem berühmten Porträt ist sie schlank und blass, hat ein dunkles Samtband um den langen Hals, man liest eine ruhige Aufmerksamkeit in ihren weit auseinanderstehenden schwarzen Augen, um die Lippen liegt der Anflug eines Lächelns. Ihr in der Mitte gescheiteltes Haar ist straff nach hinten gebunden. Sie trägt ein schlichtes, gestreiftes Kleid mit hellem Kragen, geraffter Taille, und hält etwas, vielleicht einen kleinen Blumenstrauß, in der linken Hand. Auf dem Tisch neben ihr liegt ein Buch, den Titel kann man nicht sehen. Ein anderes Foto von ihr, das sie jünger oder älter, an einem anderen Ort oder im Stehen darstellt, gibt es nicht – es sei denn, es wäre verschwunden, vernichtet worden. Sie hat keine Beine, wird nie welche haben.

Für immer und ewig wird sie nur dieses Gesicht sein. Diese Maske.

Emily Dickinson ist eine weiße Leinwand, ein unbeschriebenes Blatt. Hätte sie am Ende ihres Lebens nur Blau getragen, gäbe es nichts über sie zu sagen.

Mit fünf Jahren reist die kleine Emily Elizabeth für ein paar Tage zu ihrer Tante nach Boston. Unterwegs gerät ihr Wagen in ein heftiges Unwetter. Blitze zerreißen den schwarzen Himmel, Regen prasselt gegen die Scheiben wie kleine Kieselsteine. Die Tante drückt das Kind an sich, will es beruhigen. Aber die Kleine hat keine Angst. Sie beugt sich fasziniert vor, drückt die Stirn an die kalte Scheibe und flüstert: »Feuer.«

Die Fenster im Haus ihrer Tante sind so weit oben, dass sie selbst auf Zehenspitzen nur ein Stück weißen Himmels sieht. Sie klettert aufs Bett, um unten auf die Straße zu schauen, zu den Zwillingsbäumen auf der anderen Seite, den Menschen, die über den Fußweg eilen.

Vorsichtig springt sie erst ein Mal hoch, dann ein zweites und ein drittes Mal, immer höher, auf der Gänse-daunendecke, die weich unter ihrem Gewicht nachgibt. Die Straße hüpfte im selben Rhythmus wie sie, zusammen mit den kleinen Gestalten darauf, wie Zinnsoldaten, die in einer Schachtel geschüttelt werden.

»Elizabeth!«

Die Tante, in der Tür, sieht zornig aus. Sofort bleibt das Kind stehen, baut sich kerzengerade und fest auf seinen kurzen Beinen auf und sagt laut und deutlich:

»Ich möchte lieber Emily genannt werden.«

Eine Wanderdrossel landet auf der Fensterbank, auf die Emily Brotkrümel gestreut hat. Ihr Bauch erinnert an die wunderbaren Apfelsinen, die am Weihnachtsabend die Socken am Kamin füllen.

Sie pickt ein Stück Brot, erzählt dann in einer Reihe von Trillern eine lange Vogelgeschichte. Es geht um Regenwürmer, eine flatterhafte Vogeldame, blaugrüne Eier in einem Nest, von denen eines mysteriöserweise verschwunden ist. Abend hört Emily zu, mit schief gelegtem Kopf, glänzenden Augen. Sie nimmt einen Krümel zwischen Daumen und Zeigefinger, führt ihn zum Mund. Es ist ihr die liebste Mahlzeit an diesem Tag.

Wenn sie eine Sünde begeht, ist es jedes Mal dieselbe: Aus Naschsucht stibitzt sie ein wenig von dem Kuchen, der in der Küche abkühlt, oder steckt das verbotene Buch ein, das in Vaters Arbeitszimmer auf dem Regal vergessen wurde. Mutter lässt sich nicht hinters Licht führen und bestraft sie jedes Mal auf dieselbe Weise, sie schließt Emily in ihr Zimmer ein, ohne jede Ablenkung, wie Kinder sie gern mögen. Wenn sie sie wieder herauslässt, merkt sie ihrer Tochter keinerlei Reue an. Man muss Emily Dickinson nicht sonderlich gut kennen, um zu errahnen, dass es für sie keine Strafe ist, allein mit ihren Gedanken in der Stille eingeschlossen zu sein.

Wenn es ihr gelänge, einen Tag, einen einzigen, ohne Streich, böse Tat oder schlimmen Gedanken auszukommen, wäre dieser eine perfekte Tag die Wiedergutmachung für ihr ganzes Leben ... Aber sie ist sich nicht einmal sicher, ob sie artig sein möchte. Die Gänseblümchen sind nicht artig, genauso wenig wie die Kanadagänse, die in einem großen V über den Himmel fliegen. Sie sind besser: wild wie Ackersenf, unausrottbar wie Unkraut.

Der Garten raschelt vom Geflüster der Blumen. Ein Veilchen kann es nicht fassen, dass es so zerrupft ist. Ein anderes klagt, weil die großen Sonnenblumen ihm das Licht wegnehmen. Ein drittes hat es auf die Blütenblätter seiner Nachbarin abgesehen. Zwei Pfingstrosen hecken einen Plan aus, um die Ameisen zu vertreiben. Eine lange, blasse Lilie hat kalte Füße, die Erde ist ihr zu feucht. Am schlimmsten sind die Rosen – verärgert über die Bienen, gestört vom grellen Licht, trunken von ihrem eigenen Duft.

Nur die Pusteblumen haben nichts auszusetzen, sie freuen sich einfach, dass es sie gibt.

Die Blumen, die die Kinder am Nachmittag gepflückt haben, liegen in einem Weidenkorb. Vater nimmt ein Vergissmeinnicht zwischen die blassen Finger und erklärt in seinem Pastorenton: »Wenn man sie aufbewahren will, müssen sie zuerst getrocknet werden.«

Die Blume in Vaters Hand scheint bereits zu welken. Er legt sie ab und greift nach der *Encyclopædia Britannica*, die von Band 1 bis Band 21 im mittleren Regal der Bibliothek steht. Er schlägt den Band auf, blättert vorsichtig darin.

»Nach wenigen Monaten haben die Seiten alle Feuchtigkeit aufgesaugt, und ihr könnt die Pflanze in euer Herbar kleben.«

Emily staunt im Stillen: Bücher trinken also das Wasser der Blumen.

In dem dogmatischen Ton, den er anschlägt, wenn er andere belehrt – also immer –, fährt Vater fort:

»Ich empfehle euch, ein bekanntes Datum als Seitenzahl zu wählen, damit ihr euch erinnert, wo die Blüte liegt. Den Beginn des Hundertjährigen Krieges, zum Beispiel.«

Er wartet.

»1337«, wispern die Kinder im Chor.

Die beiden Ersteren greifen nach einem Buch, legen behutsam die Blütenblätter zwischen die Seiten

und murmeln leise vor sich hin: »Unabhängigkeits-
erklärung«, »Untergang des Römischen Reiches«,
»Jahr von Mutters Geburt«.

Allein Emily verteilt die Blumen scheinbar auf gut
Glück in dem Wörterbuch, das sie sich ausgesucht
hat. Mit hochgezogenen Augenbrauen beobachtet
Vater sie einen Moment.

»Wie willst du deine Blumen je wiederfinden,
wenn du sie willkürlich verteilst?«

Sie lächelt: »Ich finde sie schon.«

Monate später, als sie im tiefsten Winter in der Bi-
bliothek die Blumen des Sommers pflücken, schlägt
sie, ohne zu zögern, das Wörterbuch auf. Während
ihre Geschwister Zahlen murmeln, spricht sie ein
Wort, ein einziges, wie eine Zauberformel: *Jasmin*,
und da ist er, der Jasmin.

Emily hat die Wörterbucheinträge illustriert.

Sie bringt Minze, Rosenblätter und Kamillenblüten ins Haus, gibt sie der Mutter, damit die sie zum Trocknen in der Küche aufhängt. Diese Pflanzen sollen nicht ins Herbar. Sie sollen im Winter getrunken werden.

In einem kleinen Beutel hebt sie die Samen auf, die sie im Spätsommer den Vögeln stibitzt hat. Ihr zukünftiger Garten.

Mutter ist in der Küche, die Mädchen decken den Tisch fürs Abendessen. Vater sitzt schon. Am Kopfende, wie es sich gehört; er wartet. Lavinia verteilt das Besteck für alle Tage, Emily, hinter ihr, hält blauweiße Porzellanteller in der Hand.

»Ts«, macht ihr Vater, nachdem sie seinen Teller abgestellt hat.

»Ja, Vater?«

»Ich wüsste gern, warum ich immer diesen angeschlagenen Teller bekomme.«

Emily macht kehrt, kneift die Augen zusammen. Es stimmt: dem Teller, den sie an seinen Platz gestellt hat, fehlt ein winziger Splitter, nicht größer als ein Nagelmöndchen.

»Entschuldigung«, sagt sie.

Sie nimmt den Teller, durchquert das Zimmer mit ruhigen Schritten, öffnet die Tür zum Garten. Ihr Blick fällt auf einen großen, flachen Stein. Sie lässt den Teller darauffallen, er zerspringt in tausend Scherben. Mit derselben Gelassenheit geht sie zurück, sagt: »Es wird nicht wieder vorkommen, versprochen.«

Er schweigt, sprachlos.

Sein Spiegelbild auf der blanken Tischplatte ist genauso überrascht wie er. Die Porzellanscherben auf dem Rasen sehen aus wie die Überbleibsel einer untergegangenen Zivilisation.